Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Von der Stufenleiter der Gottesliebe.

Als erste Stufe der Gottesliebe hörten wir das Wohlgefallen bezeichnen. Die Gotteserkenntnis führt zum Wohlgefallen an Gott, zur Bewunderung alles Guten und Schönen, das in höchstem Maße in ihm ist, zur Freude an Gott. Wer Gott kennen lernt, findet in ihm das, was unser Herz anzieht, im höchsten Maße.

Alles, was unser Herz anzieht und uns zur Liebe führt, bewegt uns durch irgend etwas von Schönheit, Güte, Glanz, Reichtum, Lieblichkeit, kurz irgend etwas Ausgezeichnetes, das auf Sinn und Gemüt so einwirkt, daß es zum Wohlgefallen bewegt wird.

Doch alles, was dich auf Erden anziehen kann, ist nicht von sich selbst so ausgezeichnet und besitzt das, was dich anziehen kann, nicht aus sich. Alles, was es an Wohlgefälligem für die leiblichen Sinne oder für den geistigen Sinn, das Gemüt, gibt und uns erfreuen kann, das befindet sich in viel, ja unendlich höherem Maße in Gott vereinigt. Er besitzt nicht, wie die Wesen außer ihm, nur einzelne Vorzüge, sondern er vereinigt alle miteinander in sich im höchsten Grade, ohne Wechsel und ohne Abnahme, Veränderung und Verlust. Er ist die letzte Ursache von allem, was schön und gut ist.

Wenn dich also diese Kreaturen um dich herum, die nicht aus sich, nur beschränkt und vergänglich gut, schön und lieblich sind, so sehr anziehen, einnehmen und dein Gemüt zum Wohlgefallen führen, um wieviel mehr muß die göttliche Urschönheit, die unbegrenzte, unbeschreibliche Güte, Schönheit und Lieblichkeit, kurz die unendliche höchste Vollkommenheit dich anziehen?

Der hl. Franz sagt, diese Eigenschaft, dieses Verlangen, dieses Bedürfnis habe der liebe Gott dem Menschen dazu anerschaffen, damit er seinen Gott suche und finde. In der unverdorbenen Menschenseele sei ein Verlangen, das sie zu ihrem Gott führt, es sei vor allem vor dem Fall in die Sünde in ihm gewesen. Es wird in guten Menschen zur Sehnsucht nach Gott und läßt ihn die Wege zu ihm finden.

Alle Wesen, die Gott erkennen, sind in dem Maße, in welchem sie ihn erkennen, entzückt von seinen Eigenschaften, die nicht verschieden sind von seinem Wesen. All die Wesen, die ihn in seiner Herrlichkeit umgeben und schauen, sind nach dem Maße ihrer Fähigkeit erfüllt von Wohlgefallen und Liebe, sind entzückt von seiner Liebenswürdigkeit. Sie sehen, Auge in Auge, was und wie er ist, fühlen seine Liebe und besitzen sie für immer, und das ist ihre Seligkeit. Sie fühlen sich zu Gott hingerissen, sie empfinden und genießen das Glück, ihn zu besitzen, für immer und ewig. Das ist Himmelsglück.

Wir armen Menschen hienieden können wohl vieles erkennen, was uns zur Gottesliebe führt. Dazu verhilft uns seine Offenbarung. Sie verkündet uns seine unendliche Majestät und Macht, Größe, Schönheit, Herrlichkeit und Gerechtigkeit, Güte, Freigebigkeit, Weisheit und Wissenschaft, Wahrheit und Wahrhaftigkeit, Treue, Langmut und Barmherzigkeit, all seine wunderbaren Eigenschaften. Wir können uns durch ihre Erkenntnis im Gemüte mit innigem kindlichem Wohlgefallen erfüllen.

Folgen wir den Quellen der Offenbarung über Gott, seien wir gelehrig in der Weisheit und Wissenschaft, die aus Gott ist, und der große himmlische Lehrer der Liebe, Gottes Geist wird uns in dieser Wissenschaft der Heiligen unterrichten. P. W.

China an der Jahreswende.

I.

Die Berichte aus 65 kirchlichen Bezirken, die an die Fides-Korrespondenz gelangt sind, ermöglichen es, ein ziemlich genaues Bild der Lage in China zu geben. Das Jahr 1927 ist wohl das katastrophenreichste seit den Boxerwirren. Die Brandlegungen, Räubereien, Plünderungen, die Beschlagnahme von Kirchen, Niederlassungen, Schulen und Wohltätigkeitsanstalten in allen 18 Provinzen stellten einen bisher unerreichten Rekord dar.

Von den 18 Provinzen berichten 7 von häufiger Besetzung, Plünderung und Raub der Kirchengüter. Die Provinzen Schansi, Tschili und die Mandschurei hatten allein politischen Frieden. Trotzdem wurde noch im November im ruhigen Schansi ein deutscher Franziskaner (P. Hermenegild) ermordet. Die 8 übrigen Provinzen Chinas bieten das traurige Bild schlechter Verwaltung und schwerer Kriegsleiden. Kenner der Lage und der Haltung der Masse versichern allgemein, daß ein ganz wildwütiger Kommunismus das Land durchseucht, dessen Führer zum Teil intelligente und gewandte Menschen sind. Fremdenhaß, Verachtung aller Religionen und allgemeiner moralischer Verfall sind Folgen der kommunistischen Agitation. Religiös befindet sich das Volk in einem chaotischen Zustande. Die Generation, die heute die Schule verläßt, ist atheistisch. In 9 Provinzen und in der Mandschurei ist der ganze Handel zerstört. Sie sind in einen allgemeinen Bankerott hineingestoßen worden. Die Berichte schildern die Lage in den düstersten Farben.

Angesichts dieser Situation ist es fast zu verwundern, daß die Kirche dennoch bescheidene Fortschritte macht. In der großen Provinz Tschili ist dieser Fortschritt fast normal. Peking hat die große Zahl von fast 16 000 Konvertiten, Schanghai etwa 5000. Besonders hat die Kirche im Jangtsetale, dem Herzen von China, gelitten. Manche Regionen der beiden Provinzen Hupeh und Hunan beklagen fast völlige Zerstörung der Mission. Am meisten verwüstet ist das Vikariat des neuen einheimischen chinesischen Franziskanerbischofs Odorich Tcheng. Die Priester besitzen hier nicht einmal mehr ihre liturgischen Bücher und widmen sich, fast ständig in Verborgenheit lebend, unter Gefahren dem Dienste des Nächsten. Etwa 300 Missionare unter 6 Bischöfen leben in den beiden furchtbar verwüsteten Provinzen. Fährt man den Jangtse in Richtung Schanghai hinunter, so kommt man in die drei Provinzen Kiangsi, Anhwei und Kiangsu, die ebenfalls gelitten haben. In Kiangsi wurde am 20. April 1927 der chinesische Priester Hu ermordet. In einem der Vikariate wurden 14 Missionen zerstört. In einem anderen lebte ein Drittel der 36 000 Gläubigen lange Zeit ohne jede Seelsorge. In Anhwei wurden fast alle Missionsgebäude und Kirchen durch Truppen besetzt. Ein Priester, der gegen die Besetzung eines Hauses Vorstellungen erhob, wurde niedergeschlagen und vor die Tür gestoßen. In Kiangsu fanden zwei Jesuiten bei der Plünderung der Stadt Nanking den Tod.

Außer diesen fünf Provinzen, in denen die Kirche besonders zu leiden hatte, wurden zwei andere ebenfalls schwer getroffen. Fukien im Süden wurde von den Kantonesen überplündert. In Fenchow hetzte eine Gruppe Studenten von Kwantung die Menge gegen die spanischen Dominikaner, die ebenso wie 18 Ordensfrauen vorübergehend fliehen mußten. In der Provinz Honan wurden die Missionen italienischer Missionare schwer getroffen. Man liest in einem der Berichte, daß von den 113 Städten der Provinz in den letzten 6 Jahren zwei Drittel niedergebrannt wurden. Die Armeen brandschatzten abwechselnd das Land. Die Ernten sind mager, die Steuern hoch und die bolschewistische Propaganda überschreitet jede Vorstellung.

II.

Einen verklärenden Schimmer breitet über die Missionsarbeit des Jahres 1927 die Ausdauer der Missionare auf ihren Posten und ihre treue Pflichterfüllung aus. Während eines ziemlich langen Zeitraumes lebte China ruhig aber kümmerlich dahin, bis im Jahre 1926 der Sturm losbrach. Aengstliche Gemüter erbaten Verhaltungsmaßregeln. Rom wies den Apostolischen Delegaten an, alle Missionare auf ihren Posten zu lassen. Von Peking aus erließ Msgr. Constantini, der Delegat, die entsprechende Verordnung. Obwohl einzelne Missionare schrecklich geprüft wurden, blieb so inneres Leben und kirchliche Zucht vollständig in den katholischen Gemeinschaften aufrecht erhalten. Diese Tatsache ist besonders bedeutungsvoll, wenn man die augenblickliche Lage der protestantischen Mission betrachtet. Die „International Review of Missions" berichtet im Oktoberheft 1927, daß von 6000 Missionaren 5000 abberufen wurden, d. h. 62,5 Prozent. In Schanghai leben 1500 protestantische Pastoren gegen 700 in normalen Zeiten. Andere befinden sich in Korea und Japan, aber eine gute Anzahl ist auch nach Europa und den Vereinigten Staaten zurückgekehrt.

Man muß freilich berücksichtigen, daß diese Ziffern eine große Zahl Frauen umfassen und daß die katholischen Ordensfrauen auch aus den gefährdeten Zonen zurückberufen wurden. Nicht aus dem Geist übelwollender oder fader Vergleiche machen wir unsere Feststellungen über das protestantische Missionswerk in China. Denn es ist seit langem weit und breit bekannt, daß unsere im Glauben getrennten Brüder oft ebensoviel Arbeitsmut und Eifer zeigten wie unsere Leute. Festzuhalten ist der Geist tiefer Selbstverleugnung der Armeen der Kirche, der durch eine einzige Botschaft ungefähr 2500 Priester an ihrem Posten verharren ließ, während die übrigen Ausländer flohen.

Wir finden den Widerhall dieses Geistes in einer guten Anzahl von Berichten. Eines unserer Korrespondenten an der Küste schreibt: Der „Tagesbefehl" lautet: Stellung halten und um keinen Preis weichen! Unsere Stationen werden nicht preisgegeben. Unsere Beharrlichkeit kann auf die Heiden nur Eindruck machen. Von Kansu schreibt man uns: „Jeder der katholischen Missionare ist auf seinem Posten. Ein Missionsbischof im Osten dieser Provinz leitet Stationen in Chinesisch-Turkestan, 100 Tage weit von Schanghai!" Von einer Station, die das heftigste Feuer bei Hankau erhielt, schreibt man uns: „Die heidnische Bevölkerung bewundert immerfort den Mut, die Ausdauer, die Geduld, die Caritas der katholischen Priester und Laien. Viele unserer Heiden meinen, daß die Kirche ihnen nie eindrucksvoller begegnet sei als jetzt." Von einem anderen schwergeprüften Missionszentrum, dem der Lazaristen von Kiangsi, berichtet man uns nach Darstellung der Ereignisse: „Es gibt indes gewisse Augenblicke, wo wir Atem schöpfen können und auf Schleichwegen kommen wir zu den Christen."

Obwohl viele Kommunitäten von Ordensfrauen in andere Regionen verbracht werden mußten oder flüchteten, blieben andere auf ihren Posten. So halten tief im Innern an den Quellen des Jangtse Missionarinnen, Franziskanerinnen Mariens, stand und erfüllen nach wie vor ihre Caritaspflichten. F. K.

Für unsere Kleinen.

Die Bergföhre.

Ich wär ein hoher Baum geworden,
jedoch des Schnees Last,
der Föhn aus Süd, der Sturm aus Norden
begruben früh mich fast.
So ward ich vom Geschick gezwungen
zu werden, wie ich bin;
wer nie mit harter Not gerungen,
Versteht nicht meinen Sinn.

Der Sternenhimmel.

Von W. Pültz.

In diesen Januartagen spürt man nur wenig, daß die Tage sich weiten, wenn nicht genaue Beobachtung erweisen würde, daß die Sonne des Abends ein klein wenig länger bei uns weilt. Fast voll steht die orangegelbe Scheibe des Mondes zu Anfang des Monats im bescheidenen Sternbild des Krebses, wandelt sich jedoch rasch zur Sichel und hängt als solche bei Beginn des zweiten Monatsdrittels nahe dem tiefer stehenden Mars, was in nebelfreier Sternnacht leicht beobachtet werden kann. Bei Wiederauftauchen als rechtsseitige Sichel schwimmt er unter dem über der Ekliptik funkelnden Abendstern Venus hinweg. Um die neunte Abendstunde erstrahlen in wunderbarer ergreifender Schönheit die glanzvollen Wintersternbilder, als da sind die getreuen Zwillinge Kastor und Pollux, der Fuhrmann, am südlichen Nachthimmel Großer und Kleiner Hund u. a. m. In der Stunde der Dämmerung schon erscheint der gigantische Dränger Orion und hat sich, bis das letzte purpurne Leuchten vom Himmel fällt, weit in das Firmament emporgeschwungen, wo er bald seinen Sternenbruder Sirius, den Hauptstern im Großen Hund, grüßt, dessen strahlendes Licht ein wenig später aus der Tiefe des Alls stürzt. Im ersten Drittel des Monats zieht Venus, der liebliche Abendstern, durch das Sternbild des Steinbocks, um dann Ende Januar in ansteigender Kurve nördlich vom Ausgangspunkte durch den Wassermann zu treten. Dreieinhalb Stunden ist ihr mildes Licht sichtbar, aber ihr Glanz, der einst sieghaft hell gewesen, verblaßt mehr und mehr. Noch früher als sie wird Jupiter, der Anfang des Monats am westlichen Abendhimmel im Sternbild des Steinbocks sichtbar ist, von den Strahlen der Sonne ins Nichts hinabgeschlungen. Am leise aufdämmernden Morgenhimmel nähert sich Saturn im Sternbild der Waage ohne Eile dem Skorpion. Der Mars am Morgenhimmel rauscht wie ein fliehender Schwan über den Stern Antares im Skorpion hinweg.

Zauberschrift.

(Zur Selbstbeschäftigung.)

„Heinz", rief Otto eines Tages seinem Freund zu, „ich will dir mal ein feines Zauberkunststückchen zeigen. Komm' doch gleich mal mit zu mir!" — Heinz war sehr neugierig darauf, was es sein würde und ging mit. Zu Hause angelangt, nahm Otto ein weißes Stückchen Papier und zeigte es dem Freund, indem er fragte: „Ist es beschrieben?" — Heinz verneinte. Nun hielt Otto den Papierstreifen übers Lampenlicht. Und siehe da! In dunklen Buchstaben wurde der Name Heinz lesbar. Heinz war natürlich darüber sehr erstaunt. „Und wie hast du das gemacht?" fragte er. — „Sehr einfach", meinte Otto, „ich hatte gestern etwas Salz in Wasser aufgelöst und damit deinen Namen geschrieben. Im übrigen: Wird Papier mit schwacher Schwefelsäure beschrieben, so erscheint sie später schwarz. Schrift mit einer Kobald-Chlorid-Lösung hergestellt, bleibt ebenfalls unsichtbar; über eine Flamme gehalten, erscheint sie glänzend blau, verschwindet aber wieder, wenn man darauf haucht."

Das Glas im Wasser.

Als Silvester gekommen war, machten die Kinder das Nußschalen-Wettspiel, indem Sie durch winzige farbige Seidenpapierfähnchen gekennzeichnete Nußschalenhälften, deren aufgeklebte gleichgroße Wachsstocklichtchen zu gleicher Zeit angebrannt worden waren, auf dem mit Wasser zur Hälfte gefüllten Waschbecken schwimmen ließen. Hilde wurde Siegerin; denn ihr Lichtchen brannte am längsten. Sie konnte sich daher das schönste Stück vom Tannenbaum herunterholen. Lachend rief sie dann: „Nun will ich euch ein kleines Kunststück zeigen, nämlich, wie man ein mit der offenen Seite ins Wasser gestürzte Glas im Wasser ein Fünftel mit Wasser voll und dann wieder wasserleer machen kann."

Hierauf nahm Hilde das Waschbecken, goß zunächst das Wasser aus, nahm eine brennende Kerze vom Christbaum, befestigte sie aufrechtstehend in der Mitte des Beckens, füllte dann dieses einen Zentimeter hoch mit Wasser, stürzte ein gewöhnliches Wasserglas hinein und meinte: „Paßt mal auf! In kurzer Zeit wird doppelt so viel Wasser im Glase sein." Und so war's auch! Je länger das Licht im Glase brannte, desto mehr Wasser wurde im Glase. Als dann aber Hilde das Glas heraus nahm und nochmals ins Wasser stürzte, war aus dem Glase alles Wasser gewichen.

„Kapitalistische Hunde"

Ein Erlaß der Sowjets gegen die Hundewelt.

Der Nordkaukasus ist durch seine herrlichen Schäferhunde berühmt, denen oft die Obhut von hirtenlosen Herden auf den Weiden anvertraut wurde, ja auch die der Frauen und Kinder, wenn z. B. die Männer im Felde waren. Als die Bolschewiken dieses schöne Land besetzten, flüchtete der größte Teil der männlichen Bevölkerung in die unzugänglichen Bergschluchten und Hochtäler, von wo aus sie gegen die mordende und sengende Räuberbande einen heldenhaften Freischärlerkrieg führten. Die Dörfer, bei den Kosaken „Staniza" genannt, wurden von roten Truppen besetzt, die sich den zurückgebliebenen Frauen, Greisen und Kindern gegenüber die gemeinsten Schandtaten erlaubten. Die von den Männern in den Stanizas zurückgelassenen Schäferhunde ließen sich dieses wüste Treiben keineswegs ruhig gefallen: während die roten Gesellen Obstgärten plünderten, Häuser ausraubten oder sonst in roher und verbrecherischer Weise vorgingen, wurden sie mehr als einmal von den mutigen Tieren überfallen, wobei so mancher Soldat schwer verletzt und bisweilen sogar getötet wurde.

Dieser Umstand veranlaßte einen der zahlreichen Kriegskommissare im Kubangebiet, eine Verfügung zu veröffentlichen, die in der Geschichte der Menschheit zweifellos einzig dasteht. Wir führen sie hier in wortgetreuer Uebersetzung an:

Verfügung des außerordentlichen Kommissars für die Bekämpfung des Bandenwesens im südlichen Kubangebiet und anliegenden Bezirken.

„Während der letzten Zeit sind öfters Fälle vorgekommen, daß Angehörige der mir unterstellten roten revolutionären Truppen bei der Ausübung ihrer friedlichen Beschäftigungen von Hunden überfallen und schwer verletzt worden sind. Erst vorgestern ist der Abteilungskommandeur der dritten Kompagnie des 2. Schützen-Bataillons besonderer Bestimmung seinen von einem Hunde verursachten Wunden erlegen. Derartigen bedauerlichen Vorfällen muß für alle Zeiten ein Ende gemacht werden.

Der Hund als Haustier ist ein Ueberbleibsel der kapitalistischen Staatsordnung; er wurde von altersher dazu abgerichtet, den Privatbesitz der Kapitalisten gegen die berechtigten Ansprüche des Proletariats zu beschützen. Der kapitalistischen Staatsform genügte es nicht, auf Kosten des durch unerträgliche Steuern belasteten Proletariats Gefängnisse zu bauen und eine zahlreiche Polizei zu unterhalten. In ihrem Knechtungswerk gingen die Kapitalisten noch weiter. Sie richteten, um ihr dem Proletariat entwendetes Gut besser zu wahren, zum Schutz ihres Besitzrechtes, Hunde ab, die von ihnen dann auf das Proletariat gehetzt wurden.

In einem proletarischen sozialistischen Staate, insbesondere in einer Grenzmark, wo die Bevölkerung stets bereit sein muß, dem Angriff des vereinigten internationalen Kapitals die Stirne zu bieten, dürfen derartige Mißstände, die auf uns als trauriges Erbe der verruchten alten Staatsform übergegangen sind, nicht geduldet werden. Nachdem es uns nach jahrelangem Kampf gelungen ist, unsere eigenen Kapitalisten und deren Helfershelfer in menschlicher Gestalt mit Feuer und Schwert auszurotten, müssen wir auch unter ihren vierbeinigen Dienern aufräumen, d. h. unter den Geschöpfen, die uns durch ihre ganze Erscheinung und selbst durch ihre Stimme an das Alte erinnern. Der gesunde Organismus eines Proletarierstaates hat für derartige

Reste des Zarismus

keinen Platz mehr und deshalb habe ich in Uebereinstimmung mit dem Geiste, der uns von unserem großen Lehrer Karl Marx vermachten proletarischen Weltanschauung für nötig befunden, Kraft der mir zum Kampf mit der Gegenrevolution und dem Bandenwesen verliehenen außerordentlichen Vollmachten und Mandate, folgendes anzuordnen:

1. Sämtliche Hunde beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters werden für unversöhnliche Feinde der Arbeiter- und Bauernrepublik erklärt und unterliegen als lebendige Hemmnisse der sozialen Entwicklung und des proletarischen Fortschritts der physischen Vernichtung;

2. Die Einwohner der Staniza Umpyrskaja sowie des angrenzenden Gebietes im Umkreise von 10 Werst (etwa 10 Kilometer) sind verpflichtet, drei Tage nach der Veröffentlichung dieser Verfügung, d. h. angefangen vom 27. bis zum 30. August von 7 bis 9 Uhr morgens und von 6 bis 7 Uhr abends im Hofe des Ispelkom (Ausführender Ausschuß, der sich in der Staniza Umpyrskaja in der ehemaligen Kirche befand, sich samt ihren Hunden einzufinden und diese dort abzuliefern. Die Hunde sind von einem eigens dazu bestimmten Kommando sofort zu vernichten.

3. An der Stelle, wo früher der Gedenkstein zur Erinnerung an den Zarenbesuch stand, sind die Hunde zu verscharren und im Laufe der nächsten sechs Monate ist auf Kosten der ehemaligen besitzenden Klasse der Staniza ein Denkmal zur Erinnerung an dieses Ereignis aufzustellen.

4. Diejenigen Einwohner der Staniza, bei denen nach dem 30. August ein Hund vorgefunden wird, werden für Saboteure und Feinde des Proletariats erklärt und unterliegen, abgesehen von einer sofort zu zahlenden Geldstrafe im Betrage von nicht weniger als 3 Tscherwonzy (60 Goldmark), einer strengen Verantwortung vor dem Revolutionstribunal.

5. Die Wirkung dieser Verfügung erstreckt sich nicht auf Hunde, die von den Angehörigen der revolutionären roten Armee aus anderen Gegenden der Sowjetunion eingeführt sind (Kompagnie-, Sanitäts-, Jagdhunde). Diese sind auch weiterhin als Freunde des Proletariats zu behandeln.

Außerordentlicher Kommissar für die Bekämpfung des Bandenwesens im südlichen Kubangebiet und angrenzenden Bezirken.

Tschugin.

Staniza Umpyrskaja, 24. August 1924.

v. N.

In den Katakomben Roms.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München. Aus Br. Willram (Msgr. Prof. Ant. Müller) „Heliotrop", Skizzen und Bilder aus Italien. Preis Hablw. S 7.20, RM. 4.70. (350 Seiten.) Eines der schönsten und empfehlenswertesten Bücher für jeden Italienreisenden und Rompilger.

Und wieder wallen wir in aller Morgenfrühe die Appische Straße entlang den Katakomben von „San Callisto" zu; die Vögel in den Holunderbüschen singen ihre herrlichen Kantaten; in den Linden und Akazien unter „Villa Mattei" rauscht es wie von Jubelpsalmen, und in den Schilfbeständen seitwärts des Weges flüstert der junge Tag vom goldenen Sonnenmärchen, welches dort drüben über den Albanerbergen sich allgemach zu entschleiern beginnt.

Der Herbsthimmel strahlt in seinem wunderbarsten Blau, als wollte er die hehre Feier krönen, die draußen bei „San Callisto" in den Eingeweiden der Erde vor sich geht.

Malven und Lilien, von emsiger Trappistenhand gehegt, sprießen in üppiger Fülle aus dem jungfräulichen Boden, säumen in stiller, heiliger Anmut die Schwelle geweihter Grüfte und grüßen den ernsten Wanderer wie das hohe Lied überirdischer Schönheit und himmlischer Verklärung.

Tangeschmeide funkelt in den duftenden Kelchen, und die grünen Blätter flüstern im Morgenwind, und es weht und rauscht aus einer anderen Welt herüber, wie die Brautgesänge bei der Hochzeit des Lammes:

„Komm, meine Auserwählte, und ich will in dir meinen Thron errichten, weil es den König nach deiner Schönheit gelüstet!"

Und unten am Grabe der Märtyrer-Jungfrau des dritten Jahrhunderts steht ein Priester, die heilige Messe singend; es ist Zäzilientag!

Der Leib der Heiligen ruht bekanntlich in der über ihrem Wohnhaus erbauten, gleichnamigen Kirche im transtiberinischen Stadtteil, wurde aber in den Calixt-Katakomben, nahe an der sogenannten Papstgruft, noch unverletzt aufgefunden. Und die so geheiligte Stelle bildet jedes Jahr am 22. November, dem Todestage der Heiligen, den Anziehungspunkt für hunderte und hunderte fromme Pilger, welche schon in aller Morgenfrühe hinauswallen, um am ursprünglichen Grabe der heiligen Martyrerin zu beten. Es war 5 Uhr morgens, als wir hinabstiegen in die Gruft, und wir waren nicht die ersten; aus der hellerleuchteten Grotte klang uns schon das Zeichen der heiligen Wandlung entgegen, und als wir sie betraten, fanden wir uns in einem reich dekorierten Festsaal: blumendurchflochtene Buchsgirlanden fielen, eine Krone bildend, von der Lichtöffnung des Gewölbes nieder und zogen sich malerisch an den Wänden hin; diese selbst, reich von buntfarbigen Kränzen behangen, ließen das nackte Gestein kaum mehr zutage treten. Rosen und Chrysanthemen gossen ihren Wohlhauch durch den Raum, und zwei aneinandergeschlungene, frische Palmen, das Symbol des Martyriums, wiesen uns den Ort, der den Leib der Heiligen barg. Dort ruhte sie, in Marmor gemeißelt (eine Kopie der berühmten Statue von Stefano Maderna), und in derselben Lage, wie sie (1599) im Grabe vorgefunden wurde, mit vorgestrecktem Arm und (vom Henkersschwert halbgetrenntem) rückwärts gewandtem Haupt — mitten unter Blumen und Lichtern — das Bild hingegossener Anmut und Lieblichkeit. Kein Museum Roms birgt diese Fülle von Liebreiz und Schönheit, und ich kenne keine Schöpfung des Meißels, die so unmittelbar fesselnd und bezaubernd auf das Auge des Beschauers einwirkt wie diese tiefergreifende plastische Szene. Ich glaube, der Adel der Reinheit und jungfräulichen Würde hat nie eine verständnisvollere Darstellung gefunden, wie in der Statue der heiligen Zäzilia von Maderna. Links neben der Grabstätte, unter einem halbverwischten Mosaik, die Heilige in ihrer Verklärung darstellend, stand der Altar, auf welchem soeben ein Priester die heilige Messe zelebrierte. In tiefer Stille knieten Andächtige um die heilige Stätte. Auch dem Verfasser dieser Zeilen war es vergönnt, am Grabe der Gefeierten das heilige Opfer darzubringen, und als er da unten in der Tiefe der Katakomben einer großen Schar Andächtiger beiderlei Geschlechtes die heilige Kommunion austeilte, hatte vor seinen Augen jenes Phantasiegemälde aus der Urkirche, das er den Lesern zu Anfang dieser Schilderung entwarf, greifbare Gestalt gewonnen, und er fühlte sich selbst an die Worte der Apostelgeschichte (2, 42) erinnert: „Sie verharrten in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft des Brotbrechens und im Gebete."

Der Anwesenden werden immer mehr! Neben der Ordensschwester kniet die Weltdame, neben dem Ordensmann und Priester der Laie ohne Unterschied des Standes. In das Knistern der Kerzenflammen mischt sich das Rauschen der Seidenkleider — und alles sinkt in die Knie vor der jungfräulichen Hoheit jener Huldgestalt, deren Andenken zu ehren man gekommen ist.

Schnurrbartbefehle.

Gegenwärtig wird so viel über das Haar der Frau geredet, daß es nicht unbillig ist, auch einige Worte dem Schnurrbart des Mannes zu weihen. Wer weiß wohl, daß der Schnurrbart früher eine wichtige Angelegenheit war, die durch Verordnungen geregelt werden mußte? Die erste datiert vom Februar 1792 und betrifft das Tragen von Schnurrbärten im französischen Heer. Es war dienstlich verboten, Pomade in den Bart zu tun und einen Spitzbart zu tragen. Im Juni desselben Jahres wurde durch einen neuen Befehl die Schnurrbarttracht für die Grenadiere reserviert. Im Jahre 13 der französischen Revolution wurde der Schnurrbart für die ganze Kavallerie mit Ausnahme der Dragoner zugelassen. Im Juni 1822 wurde durch Befehl des Kriegsministers der Schnurrbart bei der Infanterie, den Grenadieren, Karabinieren und den Schützen erlaubt. Diese Erlaubnis galt auch für die Offiziere der übrigen Waffengattungen. Im Jahre 1832 gestattete Marschall Soult nicht nur den Schnurrbart, sondern machte sein Tragen sogar zur Pflicht für alle Mitglieder des Heeres. — Man sieht also, nicht nur Frauenmoden sind veränderlich.

Das Kind und der Leopard.

Ein junger Leopard von acht Monaten war in einer der letzten Winternächte aus seinem Käfig entwichen und verbreitete einigen Schrecken in einem Londoner Viertel. An einem Sonntag nachmittag hörte ein Händler verdächtiges Geräusch in seinem Laden und fand seine zweijährige Tochter, wie sie mit einem Leoparden spielte. Die Kleine rief hochbeglückt aus, daß sie mit einer großen Katze spiele, aber der erschrockene Vater ergriff schleunigst sein Töchterlein und brachte es in Sicherheit. Freilich war der Leopard von der Kälte so erschöpft, daß er sich gerne in einen Sack stecken und in seinen warmen Käfig zurückbringen ließ.

Geschichten von Busch.

Zwei Jahrzehnte ist der Einsiedler von Wiedensahl und Mechtshausen, der Meister des niederdeutschen Humors, Wilhelm Busch, der irdischen Lust und Trübsal entrückt, aber seine einzigartige Kunst der Bilder und Reime ist lebendiger denn je, und er gehört zu den größten Lieblingen seines Volkes. Immer tiefer ist die Erkenntnis in das Publikum gedrungen, daß man es hier nicht mit einem harmlosen Spaßmacher „für die Jugend" zu tun hat, sondern mit einem jener großen Weisen, deren Humor die Träne im Wappen führt, und seine das Leid durch den Witz überwindende Persönlichkeit, wie sie uns aus seinen philosophischen Briefen und seinem Leben entgegentritt, ist uns immer teurer geworden. Aus dem lustigen Treiben der Münchner Künstlergesellschaft um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Busch angehörte, ist sein Humor hervorgewachsen. Aus Kneip-Zeitungen und Karikaturen-Alben entfaltete er sich zu seinen unsterblichen Werken. Schon damals saß er still beiseite im Künstlerverein „Jung-München", und nur ein lustiges Zwinkern der hellen Augen verriet, wie scharf er beobachtete. Ein Stück vom Eulenspiegel steckte in ihm, und einen dieser Streiche hat uns Theodor Pixis erzählt: „Wir Jung-Münchner hatten die Gepflogenheit, daß, wenn einer von uns auf längere Zeit verreiste, wir uns vollzählig beim Abschied auf dem Bahnhof einfanden. So trafen wir auch einmal an einem rauhen Frühlingsmorgen nach durchkneipter Nacht dort zusammen, um unserem Busch das Geleit zu geben. Es wimmelte von dunklen, übernächtigten Gestalten, und alles suchte nach Busch. Die Lokomotive pfiff zur Abfahrt, aber er war nirgends zu erblicken. Da rief plötzlich einer: „Ja, ist nicht heute der 1. April?" und da ging uns allen ein Licht auf. Als Busch mit seinen ersten Bildergeschichten hervortrat, fand er nur schwer einen Verleger und bekam für seine Sachen, die diesem Tausende und Abertausende einbrachten, nur geringe Honorare. Auch später hat sein Verleger mit ihm das beste Geschäft gemacht, und als er einmal mit ihm wieder einen recht ungünstigen Vertrag geschlossen und weichherzig meinte: „Du darfst Dich aber nun nicht ärgern, wenn ich mit Deinen Sachen viel verdiene." Da erwiderte Busch überlegen: „Wenn ich's tue, werde ich Dir's nicht sagen." Wütend aber konnte er werden, wenn man den Sinn seiner Kunst verkannte. Als sein Verleger die „Fromme Helene" als ein Buch „mit 180 Illustrationen" ankündigte, schrieb ihm Busch: „Das kommt mir vor, wie wenn man ins Blättchen einrückte: „Ein Hausschlüssel ist zu verkaufen mit einem Hause daran." Es ist doch wahrhaftig ein Unterschied zwischen einem Buch, das in Bildern geschrieben und einem solchen, das in Worten geschrieben ist." Die Bilder waren ihm die Hauptsache, und die Verse fügte er nur hinzu, „weil die meisten Menschen ohne das nicht richtig lesen können". Böse konnte er auch werden, wenn ein Bewunderer meinte, die Geschichten seien ihm wohl „zugeflogen". Dann meinte er: „Die sind mit großem Fleiß erdacht und sorgsam gefeilt", und in einem Briefe sagte er einmal: „Diese Dinge müssen in ihrer Weise Schliff und Form haben, damit sie geläufig ins Gedächtnis und über die Lippen gehen, eine Eigenschaft, die Fleiß erfordert, und auf die ich nicht wenig stolz bin". Unermüdlich zeichnete und beobachtete er, sammelte Volkskundliches und vertiefte sich in den Geist der Sprache. Das letzte Buch, in dem er las, war — das Kluge'sche Wörterbuch. War aber ein Werk vollendet, dann wollte er nichts mehr davon wissen. Nichts war ihm fataler, als wenn man ihm von seinen Büchern sprach. Von einer Eisenbahnfahrt schrieb er einmal: „In Kreiensen zog ein Herr meine „Abenteuer eines Junggesellen" aus der Tasche und las sie laut der Reisegesellschaft vor bis Nordstemmen. Es war mir sehr peinlich und ekelhaft; ich tat, als wenn ich schliefe."

Hunderennen mit Affenjockeys.

In Sydney hat der „Australische Rennklub" kürzlich eine neue Spielart der in England sehr beliebten Hunderennen hinter dem mechanischen Hasen eingeführt: man hat nämlich ein Hindernisrennen für Hunde veranstaltet, die von Affen in den Farben der Rennbeteiligten geritten wurden. In einem der Rennen, an dem drei Hunde teilnahmen, kam nur einer über die Hürde, während die beiden anderen vor dem Hindernis zurückschreckten. Die im Sattel befindlichen Affen, die ebenso wie die Hunde vorher für den besonderen Zweck abgerichtet worden waren, hielten sich bei dem Zwischenfall tapfer im Sattel; aber es war ihnen ersichtlich schwer, sich auf dem Rücken der widerspenstigen, bockenden Hunde im Gleichgewicht zu halten. Ein Affe, der sich im Verlauf der folgenden Rennen von seinem Hund trennte und am Boden überkugelte, ließ sich dadurch nicht schrecken, rannte vielmehr dem Rennhund nach, schwang sich im Lauf in den Sattel und ritt weiter im Rennen mit. Es ist bemerkenswert, daß die Hunde trotz der ungewöhnlichen Last, die sie trugen, ihren Ehrgeiz nicht verminderten und um einen guten Platz im Rennen tapfer kämpften.